

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 27.

Samstag den 1. April.

1848.

Märzweilchen.

Dargebracht dem berühmten Freiheitsfänger Krains,
Anastasius Grün.

Siebzehn Jahre lang begraben lag die Saat, die Du aekreut,
Um durch Blut gedüngt zu keimen in der neuen Segenszeit;
Mit den ersten Frühlingsblumen, mit den Weilchen, himmelklar,
Beut die Knospe heil'ger Freiheit sich nun uns'rem Auge dar.

O, so nimm denn, freier Sänger, Du den ersten Strauß dahin,
Den die Heimat hier Dir bietet mit bedeutungsvollem Sinn. —
Was Du vor so vielen Jahren edel, groß und kühn gedacht
Und gesagt zugleich, nicht fürchtend der Gewalt'gen Ehrgemacht —

Sieh! die Zeit hat es gereifet, lange, ach! sehr lange zwar,
Doch nach langem Winterschlaf kündet sich ein gutes Jahr,
Und so wollen wir denn hoffen, daß der junge Freiheitsbaum
Bald voll gold'ner Früchte prange in der Staaten weitem Raum.

Keine Schranken halten fürder „uns're Gränzen rings umspannt,“
Kein Gedanken: Böllner hütet „unser göttlich schönes Land“;
Frei, wie dort am Wasserspiegel Silberschwäne her und hin,
Sieht man auch in Oestreich's Ländern endlich die Gedanken zieh'n.

Den Censoren, die gefällt — „Schadenfroh mit einem Streich
In des Menschengesichtes Garten Blüthe, Laub und Frucht zugleich“ —
Ist die plumpe Hand erlahmet — und der Röthel brach entzwei,
Uns're Fesseln sind gefallen und das deutsche Wort ist frei.

Sollt' es Dich nicht innig freuen, jetzt mit eig'nem Aug' zu seh'n,
Wie die Panner heil'ger Freiheit überall so stolz sich bläh'n,
Die Du einst im trüben Wetter jugendklüßig hast aufgestellt
Und die nächt'ger Nebel neidisch unserm Blicke hiest verdeckt? —

Ja gewiß! es muß Dich freuen, heben sich mit uns Dein Herz,
Doch in dieses Bechers Freude gießt ein Tröpfchen uns der Sämern;
Daß solch' edler Sohn des Landes anderwärts des Geistes Licht
Strahlen läßt, indem 's der Heimat seines kräft'gen Wort's gebricht.

Monat März bracht', neben Weilchen, Freiheit uns in Wort und Schrift;
D'rum ein Krainer unverzögert, frohbewegt hier Anstalt trifft,
Dir vor Allen anzubieten uns'rer Freiheit Weilchenkranz; —
Kunstlos nur ist er gewunden, doch Du selbst verleihst ihm Stanz.

Laibach am 31. März 1848.

Leopold Kordesch.

Wie kam ich zur Nationalgarde!

Von J. Spät.

Vor einigen Tagen machte ich einen größeren Spaziergang und beschloß ihn durch den Eintritt in eines jener vor der Stadt gelegenen Privathäuser, wo gegen eine mäßige klingende Prämie an hung'rigen und durstigen Besu-

chern Gastfreundschaft geübt wird. Der Regen schlug in großen Tropfen an die kleinen Fensterscheiben, der Wind pfliff schneidend um die Ecke; es war eine jener kalten Nächte, in denen man sich so wohl fühlt im geheizten Stübchen, das Glas in der Hand, oder im warmen Bette.

Die Uhr am Dorsthurme schlug Mitternacht, jene in den Stadthürmen gaben ihr Echo und ich trat meinen Heimweg an. An der Linie rief mich ein vorsichtiges „Halt wer da?“ an und mit zweifach gutem Gewissen konnte ich dem lieben Fragenden „Gut Freund!“ antworten, und von dem gewährenden „Passirt!“ keinen Gebrauch machend, trat ich zu dem Freunde.

Er stand mit noch drei Gefährten als Nachtposten der Nationalgarde da.

Ein Blick auf die vier Herren zeigte mir, daß hier wirklich der Besitz und die Intelligenz, daß hier gleichsam alle Stände der Gesellschaft repräsentirt waren, daß der Eine sein Wappen, der Zweite die Bücher, aus denen er seinen Geist bildet und Wissen für seinen künftigen Beruf schöpft, der Dritte sein Hauszinsbuch und Handwerkszeug, und der Vierte Ruder und Netz, die ihn und die Seinigen ernähren, zu Hause gelassen, und daß sie alle hier in der gleichen Eigenschaft, als treue Söhne der Stadt, die, was sie besitzen und lieben, umschließt, da standen, bereit zum Schutze des Eigenthums, der Sicherheit und Ruhe ihrer Mitbürger, wenn es nöthig wäre, mit ihrem Leben einzustehen, und es beschlich mich ein Neue-Gesicht, daß ich nicht gleich ihnen da stand, die Wehre in der Hand, und je mehr der Regen von ihren Locken rann, je ungeduldiger erwartete ich den nächsten Morgen, um mich in ihre Reihen zu stellen, und als sie, in der sichern Meinung, ich sey einer der Ihrigen, mich fragten, wann mich der Nachtdienst treffen werde, antwortete ich ihnen: „Ich hoffe morgen“ (und so war es auch; — heute aber erlaubet mir, als Freiwilliger bei Euch zu bleiben!) — Ich blieb und es entspann sich ungefähr folgendes Gespräch zwischen den vier Herren, die ich A, B, C, D nennen will, und mir

Ich. „Sie stehen wohl recht viel aus, Sie sind es nicht gewöhnt, und hätten sich's vor ein Paar Wochen wohl nicht träumen lassen, heute in so stürmischer Nacht, zu so später Stunde als Wache hier zu stehen?“

A. „Wir Alle haben ja die gleiche moralische Verpflichtung, das gleiche Interesse für den Schutz unserer Angehörigen, unseres Eigenthums zu sorgen.“

Jch. „Aber ich sehe Sie fast täglich im Dienste, erträgt es denn Ihre an solche Anforderungen nicht gewohnte Gesundheit?“

E. „Ich bin so glücklich, noch meine beiden Aeltern zu besitzen, ein braves Weib schenkte mir liebe Kinder, für seine Angehörigen erträgt man viel und gerne.“

D. „Ich bin an alles Ungestüm des Wetters gewohnt, mir kostet dieser Wachdienst keine Anstrengung, aber mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich sehe, wie das erste Werk unserer Nationalgarde das war, die Schranken zu öffnen, die früher die verschiedenen Stände trennten. Sie, Städter, aus allen Ständen haben uns als Freunde die Rechte geboten und wir schlichte, aber redliche Landleute haben mit Freuden eingeschlagen, und dieser Handschlag mag Ihnen Bürge seyn, daß sie auf uns rechnen können. Sie stehen hier an der Gränze der Vorstadt in Sturm und Regen und schützen zunächst unsere Kirche, unsere Häuser und unsere Angehörigen — sollten je ihre Stadthäuser bedroht, sollte je die Ordnung und Ruhe im Innern der Stadt durch fremde oder einheimische Feinde des Friedens gefährdet werden, dann sollen Sie sehen und Fene empfinden, welche Kraft in unserer Rechten, welche dankbare Treue in unseren Herzen wohnt.“

Jch. „Aber Sie, lieber B., sind eigentlich ein Fremder hier; Sie kamen Ihrer Studien wegen hieher, haben hier weder Aeltern, noch Geschwister zu beschützen; gilt Ihr Schutz vielleicht einem andern theuern Gegenstande?“

Die Dunkelheit hinderte mich, die Farbe seines Gesichtes zu beobachten, aber bald erwiederte er mir:

„Ich stehe, wie alle meine Gefährten, hier und an allen Studienanstalten der Monarchie mit Begeisterung für den edlen Zweck ein; uns entflammt die Herrlichkeit des Institutes und die große Anzahl, in der wir zum Schutze der Stadt herbeigeeilt, deckt zugleich manche Blöße, denn man kann fürwahr im Ernst und Scherz sagen, wie Jemand in der Zerstreung gesagt haben soll: Ich sehe wieder eine Menge, welche nicht da sind!“

E. „Das ist leider wahr, in einem freien Staate muß der Gemeinsinn Alle gleich beseelen und gleich verpflichten. Nach dem Grundsatz der österreichischen Nationalgarde halte ich alle Jene, welche durch Besitz oder Intelligenz zu der Ehre berufen sind, die österreichische Nationalgarde zu bilden, dazu auch verpflichtet, natürlich mit Ausnahme derjenigen, die zu jung oder zu alt, oder die wegen Kränklichkeit nicht im Stande sind, ihre Strapazen zu ertragen. Ich würde es nicht verantworten zu können glauben, zu dieser Ehre berufen zu seyn und mit gesundem Körper, mit geraden und starken Gliedern in den Federn zu liegen, während meine Gefährten für mich wachen, für mich alles Ungemach der Jahreszeit, der Witterung, der Nachtwache — für mich nöthigenfalls die Gefahren bestehen, die eine so bedrohte Zeit bieten kann.“

„Geschäfte und manchmal Verhinderungsgründe haben

wir ja Alle; in solchen Fällen kann sich ja der Verhinderte einen Stellvertreter suchen; — aus Freundschaft, gegen Entgelt, oder gegen Erwidierung des Freundschaftsdienstes wird Jeder leicht einen Stellvertreter finden und durch die größere Anzahl von Garden wird sich die Aufgabe auf die Einzelnen so vertheilen, daß sie in der Regel kaum merklich seyn wird.“

Jch war nur froh, daß es finster war, daß man meine Gesichtsfarbe nicht ausnehmen konnte und meinte, es könnten ja doch nicht Viele seyn, die sich dem ehrenvollen Berufe entzögen.

E. „Doch, doch! Viele haben sich eingeschrieben, aber sich nie zum Dienste eingefunden, und doch gibt es keine Titular-Nationalgarde. — Von Kränklichen spreche ich natürlich nicht. — Viele aber sind sich des Berufes noch nicht bewußt, der sie in unsere Reihen führen muß. Ich hatte Gelegenheit, die Listen der Nationalgarde einzusehen, habe sie mit unserer Stadtbevölkerung verglichen, habe alle in unseren Reihen Fehlenden in ein Verzeichniß gebracht und gedenke sie einzuladen, sich uns brüderlich anzuschließen.“

Jch. „Und enthält dieses Verzeichniß wirklich viele Namen?“ (Jch zitterte, den meinen darunter zu finden.)

„Mehr als Sie glauben,“ sagte E., indem er ein Papier aus der Tasche zog und zu der nahen Laterne trat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Minister und der Schauspieler.

Novelle nach einer französischen Anekdote von Louis Simon.

Unser alter Hausfreund hatte uns für den heutigen Abend eine Anekdote aus dem Leben des großen Talleyrand versprochen. Er war kaum in's Zimmer getreten, als wir ihn an sein Versprechen erinnerten, und der Erfüllung im Voraus gewiß, gruppirtten wir uns auch um den warmen Ofen, denn der Winter übte strenges Regiment. Herr Lerschefeld, dieß ist der Name unsers Freundes, nahm seinen gewöhnlichen Platz im Lehnstuhl ein, der Thee wurde servirt, die Männer rauchten, die Damen strickten, so war Alles in bester Thätigkeit, und die Erzählung begann.

„Ich fange mit dem großen Namen des Herrn v. Talleyrand an, also mit dem Namen eines Mannes, der vielleicht der berühmteste, der sonderbarste, der schmiegsamste, aber auch der geistreichste des früheren und des jetzigen Frankreichs ist. Es ist sicher Ihnen allen bekannt, wer dieser Herr v. Perigord-Talleyrand war, dieser Bischof, der zugleich Gesetzgeber; dieser Royalist, der zugleich Revolutionär; dieser Republikaner, der zugleich Emigrant war; dieser kaiserliche Minister, dieser Gesandte einer constitutionellen Regierung, der schon in früher Jugend dem heidnischen Alterthum das Doppelgesicht des Janus entliehen hatte und eben so gut in die Zukunft, als in die Vergangenheit zu blicken verstand. In der That, er war ein sonderbarer Charakter! Man bewunderte ihn und konnte ihn doch nicht lieben; man fürchtete ihn und mußte ihn doch achten; man suchte ihn auf, ohne seine Gegenwart zu wünschen. Wenn ich an diesen geheimnißvollen, achtzigjährigen

Mann denke, der so viel Unmuth, so viel Geist besaß, und sich noch in seinen letzten Stunden damit zu schmücken wußte, so werde ich unruhig; diese Größe erschreckt mich förmlich, es ist mir unmöglich, sie zu begreifen. Diese Natur, so ruhig und doch so aufbrausend; diese Fähigkeit, sich zur Höhe eines Genius zu erheben; diese Kühnheit, welche dennoch stets den Rückzug gedeckt hat; diese Kraft, welche sich in einem Augenblicke in Schüchternheit, in einem andern in List umzuwandeln versteht; dieser Feuereifer, welcher sich so gut zu bezähmen weiß; diese Geduld, welche zugleich auszuharren und zu beeilen versteht; dieser berechnende Ehrgeiz, welcher sich nicht bewegt, nicht vorwärts schreitet und dennoch das Ziel erreicht; diese bewundernswürthe Erkenntniß der Menschen, wenn es sich darum handelt, sie zu beherrschen und zu leiten; dieses richtige Benützen der Umstände, diese aufrichtige und thätige Ergebung für alle Größen, welche steigen; diese kalte, entschlossene Undankbarkeit für solche, welche fallen, endlich diese scheinbare Grausamkeit in Grundsätzen, doch gemildert durch eine Zartheit der Sprache, der Gewohnheiten, des Geschmacks, — ist das nicht alles ein unbegreifliches Gemisch von lauter entgegengesetzten Ideen, etwas, das wir nicht ergründen können?

Gewiß, ich besitze nicht den Muth, Ihnen eine Critik des Fürsten Talleyrand liefern zu wollen; es würde mir sonderbar anstehen, wenn ich es wagen wollte, in das Leben dieses Priesters, dieses Diplomaten einzudringen, dieses Mannes, der in einigen Jahren Jahrhunderte durchlebte; der sich zuerst geistreich zeigte, indem er Voltaire stets im Munde führte; der mit Sieyès und Männern aus dem tiers-état Arm in Arm ging; der den sterbenden Mirabeau tröstete, indem er mit ihm von Vaterland und Freiheit sprach; der mit dem Gelde der französischen Geistlichkeit Kriegsschiffe ausrüstete, um das frei gewordene Amerika zu unterstützen; der Bonaparten freudig entgegen kam, als er ihn mit Ruhm gekrönt sah, der aber eben so schnell ihn wieder verläugnete, als er der Regierung und der Macht entsagen mußte; der im Jahre 1814 ein neues Königthum bildete, um es nachher wieder zu verlassen und zu verdammen, und demselben eben so freudig Lebewohl sagte, als er es begrüßt hatte, lächelnd und spottend über die Restauration, die er selbst geschaffen.

Dieser Mann, dieser geschickte Diplomat, ein Schauspieler, wie es nur Einen gegeben, und ein Anderer, ein wirklicher Schauspieler, das sind die Helden meiner Geschichte, die ich Ihnen heute erzählen will; der Eine hat fast auf allen Theatern von Paris gespielt, während der Andere in ernsteren Schauspielen glänzte, fast nur vor Königen, Gesandten und Ministern auftrat; ein wenig höher, ein wenig niedriger, die Sache bleibt dieselbe. —

Im Monat Juli 1830 hielt ein mit vier Pferden bespannter Wagen vor dem „Hotel de France“, dem ersten Gasthofe in Orleans. Ein Reisender, der ungefähr sechzig Jahre alt seyn mochte, aber doch noch kräftig und behende war, stieg aus und ward von der Bedienung des Hotels mit ausgezeichnete Höflichkeit, mit einer fast kriechenden Demuth empfangen. Man führte ihn in die schönsten Zimmer des

Hotels, die für ihn — so schien es — bereit gehalten waren; im Vorzimmer warteten Bediente in glänzender Livree, bereit, seinen geringsten Wünschen zuvorzukommen; der Wirth, stolz vor Freude, daß sein Haus durch solch' hohen Gast geehrt wurde, redete ihn nicht anders als „Excellenz“ oder „Fürst“ an, und dieser Fürst war kein anderer, als der Schauspieler Potier.

Ein wenig später fuhr ein zweiter Postwagen auf den Hof des Hotels; ein Mann, schon bei Jahren, mit sehr geistreichem Antlitz, stieg aus. Sein Diener fragte nach den für seinen Herrn bestimmten Zimmern, und mit ziemlicher Geringschätzung wies man ihm zwei kleine, niedrige Piecen an, mit denen ein Schauspieler sehr gern zufrieden gewesen wäre. Der Diener wollte sich beklagen, den Wirth herbeirufen, doch sein Herr verhinderte ihn daran und befahl ihm, zu gehorchen und zu schweigen. Dieser Reisende, der so schlecht aufgenommen ward, dem man einige dunkle Zimmer des Hotels angewiesen hatte, war ganz einfach der Herr v. Talleyrand. Sie haben nun freilich schon errathen, daß er nur das Opfer eines unverzeihlichen Irrthums war; man hatte dem Herrn Potier die für den berühmten Diplomaten bereit gesetzte Wohnung angewiesen! Ich möchte fast diesen sonderbaren Zufall eine Gerechtigkeit nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Signale aus der Gegenwart. *)

Die klangreiche lateinische Sprache kömmt leider immer mehr in Verfall! — So sind in der jüngsten Zeit in Oesterreich einige, durch volle 58 Jahre in Macht und Glorie gestandene, höchst populäre, auch dem Nichtlateiner bekannte Worte von dem großen Censor „Fortschritt“ für ewige Zeiten aus dem Vericon des Lebens gestrichen worden. Sie heißen: „Omissis deletis imprimatur,“ „non admittitur“ und „deleatur!“ — Nimmt man dazu Ungarns und Croatiens gänzliche Losagung von der lateinischen Sprache im Geschäftsstyl, und daß die Croaten in ihren neuesten Petitionen ihre Nationalsprache sogar für den kirchlichen Gottesdienst vindiciren, so wird die edle Tochter Latiums, die Mutter der französischen, spanischen und italienischen Sprache, bald nur noch auf die Hörsäle der Gymnasien verwiesen bleiben. —

Nichts ist so schlecht, daß es nicht auch sein Gutes hätte. So hatte die Censur das Gute, oder wenigstens das Bequeme für den Redacteur, daß er sich bei Aufsätzen, die seinem Geschmacke nicht convenirten, den Autor in bester Form mit dem stereotypen Refrain: „Lieber Freund — die Censur hat leider Ihren Aufsatz gestrichen“ — vom Halse schaffen konnte.

Als ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit ist vor der Hand die Wahrnehmung zu betrachten, daß man in vielen Kreisen, denen der Ausdruck: „Höflichkeit gegen Jedermann“ eine ganz unbekannte Größe war, plötzlich artig, unendlich artig geworden ist. „Ja, die Zeit ändert halt viel, die Zeit ändert halt viel!“ singt Mestroy irgendwo, und hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

*) Die neue Zeit erzeugt Neues. Wir glauben unsern Lesern durch Eröffnung dieser neuen Rubrik willkommen zu seyn. Die Literatur in Oesterreich und in ganz Deutschland durfte endlich die langjährige Zwangsjacke ausziehen. Da wir nun reden dürfen, so wollen wir auch reden, aber zum Besten des Allgemeinen. Die Freiheit des Wortes soll den Literaten abeln, nicht schänden.

Die edlen Wiener sind in neuester Zeit in ihrer treuherzigen Nationalsprache um einen Ausdruck ärmer geworden. Das bekannte, die Gedankenpürhunde so trefflich bezeichnende Wort: „Naderer“ ist verschwunden. Dieser Pharisäer weitverzweigtes Geschlecht, welches in den unbedeutendsten Orten des großen Oesterreichs ihre Filialen hatte, ist zwar nicht von der Erde verbannt, aber wenigstens, wie wir hoffen wollen, auf immer verstummt und daher politisch todt. Requiescat! —

Die Böhmen haben in ihren Petitionen verlangt und bereits nebst allen andern Puncten von der Gnade des gütigen Monarchen erhalten, daß sie die Stellen in ihrem Lande mit Eingebornen besetzen dürfen; bei unsern Nachbarn, den Croaten, die eben jetzt ihre Deputation nach Wien geschickt haben, macht eben diese Bitte einen Hauptpunct der 30 Petitionsätze aus. Welches mag da wohl für unser Krajin die Deutung seyn? Die Böhmen sind Slaven, die Croaten sind Slaven. — Sollten die Krainer, nicht minder wackere Slaven, sich nicht in dieser Beziehung den genannten Stämmen anschließen und die Dritten im Bunde werden? Was? —

Wenn man etwas gelernt hat, wie gut ist das! So kommen z. B. tüchtige geographische Kenntnisse in neuester Zeit Niemanden so trefflich zu Statten, als — den Herren P. P. Jesuiten. — Leopold Kordeisch.

Fenilleton.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, — hatte eine Commission niedergelegt, die an einem Gesetzbuch für die verschiedenen Unterthanen ihres großen Reiches arbeiten sollte. Auch die Samojeden bekamen Befehl, Deputirte nach Petersburg zu schicken. Die Kaiserin empfing sie bei ihrer Audienz auf dem Throne sitzend, umgeben mit aller Pracht des kaiserlichen Hofes. Sie erklärte den Samojeden durch einen Dolmetscher: Da sie die gnädigsten Gesinnungen für sie, so wie für ihre andern Unterthanen habe, wünschte sie ihnen Gesetze zu geben, die ihrer Lage und ihren Sitten entsprechen, und auf die Beförderung ihres häuslichen Glückes einen vortheilhaften Einfluß haben könnten; man habe sie daher in die Residenz berufen, um über diese wichtige Angelegenheit ihre Wünsche zu vernehmen. Der Vornehmste unter den Samojeden dankte der Kaiserin für ihre Huld gegen seine Nation und beschloß seine Liebe damit: „Wir Samojeden bedürfen so wenig Gesetze, als unsere Vorfahren, aber wir bitten Dich, unsern Nachbarn, den Russen, doch solche sobald als möglich zu geben.“

Mittel zur Hervorbringung natürlicher Blumen im Winter. — Man wähle von den Blumen, welche man für den Winter aufbewahren will, einige der ausgebildetsten Knospen, schneide sie mit einer Scheere ab, lasse jedoch an ihnen wo möglich einen ungefähr drei Zoll langen Stängel; sodann verklebe man die Enden sogleich mit Siegellack, und wenn die Knospen ein wenig einschrumpfen, wickle man jede für sich in ein Stück Papier, welches vollkommen rein und trocken seyn muß, und verschließe sie dann in ein trockenes Behältniß, worin sie sich, ohne Schaden zu leiden, erhalten werden. Im Winter, oder zu jeder andern Zeit, wenn man die Knospen blühen machen will, nehme man sie heraus, und nachdem man das versiegelte Ende abgesehritten, setze man sie über Nacht in ein Gefäß mit Wasser, worin etwas Salpeter oder Salz aufgelöst worden, und den nächsten Tag wird man das Vergnügen haben, die Knospen offen und in voller Blüthe zu sehen, indem sie die lebhaftesten Farben entfalten und den ihnen natürlichen Geruch verbreiten.

Papierkorb des Amüfanten.

Ein Franzose, der in einem Gasthause eingekehrt war, wollte ausgehen, als es eben bedeutend zu regnen anfang; er sagte deshalb zu dem Lohnbedienten in seinem gebrochenen Deutsch: „Ich möchte aben ein Reggenfirm.“

„Reggenfirm?“ wiederholte der Lohnbediente mit verneinendem Kopfschütteln; — „das kenne ich nicht! — Was ist das?“

„Mein Gott, Sie werden doch wiß, was ist ein Reggenfirm?“

„Nein ich weiß nicht,“ entgegnete der Lohnbediente.

„Das ist eine Maschin, die man nimmt über der Kopf, um aufzufang der Tropfen von die Regen.“

„Ach, jetzt verstehe ich,“ meinte der Lohnbediente,

„Sie wollen ein Parapluie haben?“

„Si fait, si fait, un parapluie!“ rief der Franzose voller Freuden, endlich verstanden zu seyn.

„Ja, warum reden's denn halt nicht gleich Deutsch!“ brummte der Lohnbediente, und ging, um den französischen Reggenfirm, auf deutsch „Pa-ra-plu-ie“ genannt, zu holen.

Correspondenz vom Lande.

St. Veit ob Wiprach am 24. März 1848.

Geehrtester Herr Redacteur!

So eben erhielt ich ein Schreiben von Görz, aus dem ich Ihnen folgende Daten über die daselbst nach Bekanntwerdung der Allerhöchstherrlichen Concessionen Statt gehaltenen Feierlichkeiten mittheile:

Am Freitage, den 17. März, erhielt man von Triest die ersten Nachrichten darüber, die sich, einem Lauffeuer gleich, den darauf folgenden Tag in der Stadt verbreiteten und deren Bewohner in die freudigste Aufregung versetzten. Schon denselben Abend — Samstag — war die Stadt festlich erleuchtet, eine ungeheure Volksmenge begleitete jubelnd den Zapfenstreich und suchte durch die unzähligen Evviva's auf Ferdinand I. e la costituzione ihrer zügellosen Freude, von der sich die wenigsten eine eigentliche Ursache anzugeben wußten, Luft zu machen. Den Sonntag darauf hielt der Herr Domprobst, Baron Codelli, ein feierliches Hochamt in der Dömkirche, wobei das Te Deum angestimmt wurde. Am Abend sah man bei der zum Theil wieder erleuchteten Stadt daselbst herumwogen der Volksmasse, wo sich besonders die Studierenden mit ihren Fahnen und einer eigens aufgenommenen Stadt-Muffelbande bemerkbar machten. Vor dem erzbischöflichen Pallaste hielt der Zug an und verlangte unter stürmischem Evviva-Rufen den h. Segen, den der greise Kirchenfürst, um die Barmherzigen zu beruhigen, auch ertheilte. Leider sollen an diesem Abende hin und Wieder einige Excesse Statt gefunden haben. Die Hauptfeierlichkeit war dann am Dinstage, wo der hochwürdigste Herr Erzbischof selbst, in Gegenwart der schon früher bestandenen Bürger, und der nun schnell ins Leben getretenen Nationalgarde, und einer unzählbaren Volksmenge aus allen Ständen in der Dömkirche ein solennes Hochamt mit Te Deum abhielt. Am Nachmittage war ein Corso-Fahren angefangt, bei dem sich aber sehr Wenige einfanden: Abends war wieder Stadtbeleuchtung, wo indeß das Lärmen der herumziehenden Menge schon bedeutend nachgelassen hatte; auch patrouillirte schon in der Nacht die Nationalgarde. Jetzt ist wieder Alles in das gewohnte Geleise zurückgetreten und wird sich hoffentlich ohne fernere Störungen weiter bewegen. — Aus Italien haben wir hier allerlei beunruhigende Nachrichten, die jedoch sehr noch der Bestätigung bedürfen.

M. K.

Theater-Notiz.

Unser neulich gegebene Wink scheint von der löblichen Theaterdirection schnell befolgt worden zu seyn. Wie wir hören, kommen nächstens schon drei gehaltreiche Stücke auf unserer Bühne zur Aufführung. Diese heißen: „Der Rechnungsrath und seine Töchter.“ „Das bemooste Haupt“ (auf welches wir besonders Studierende aufmerksam machen) und „Die Carlshüler.“

— b —

Berichtigung.

Im letzten „Nürischen Blatte“ Nr. 26 d. J. ist zu berichtigen: Seite 1, Sp. 2, Zeile 13: 1785, statt 1725; Seite 2, Sp. 1, Zeile 8: Epulet's, statt Epoulet's; ebendasselbst, Zeile 25: Sager, statt Inger.